Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 1 (1945)
Heft: 2

Artikel: Eine neue Rechtschreibung?
Autor: Wesseln, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419951

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eigentliche Muttersprache, nicht das Schriftdeutsch". Der Beitrag wurde nicht für unser Blatt geschrieben; wir haben ihn aus der Presse übernommen und uns deshalb nicht erlaubt, die paar überflüssigen Fremdwörter zu ersetzen.

Eine neue Rechtschreibung?

Aus Deutschland kommt die Kunde*, der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung habe „von sich aus" in die Rechtschreibung eingegriffen und Regeln erlassen, die in einem 96 Seiten starken Büchlein in den nächsten Wochen den deutschen Schulkindern eingehändigt würden. Über diese Regeln, soweit sie aus dem uns vorliegenden Bericht erkennbar sind, könnte man reden; sie bringen außer dem ungewohnten Schriftbild vieler Fremdwörter keine großen Umwälzungen, z. B. nicht etwa die Kleinschreibung der Dingwörter, und wenn sie in Deutschland heutzutage, wo die Zeitschrift „Muttersprache" des Deutschen Sprachvereins nicht mehr erscheinen und sogar der Duden nicht mehr gedruckt werden kann, weil es an Druckern und Papier fehlt, wenn sie gerade jetzt den Schulkindern ein neues Regelbuch in die Hand drücken zu können glauben, ist das ihre Sache. Was aber das ganze Unternehmen als gründlich verfehlt erweist, ist die Bestimmung, daß „der gegenwärtige Schreibgebrauch vorläufig auch weiterhin in Geltung bleiben kann". Das ist so ziemlich das Allerungeschickteste, was man in dieser Sache bestimmen konnte, denn durch diese „Bestimmung" wird alles unbestimmt; jeder schreibt, wie er will, und was herauskommt, ist ein großes Durcheinander. Bevor es einen Duden gab, also vor 1881, hatte wenigstens jeder deutsche Bundesstaat (und jeder schweizerische Kanton) und innerhalb dieser Gebilde jeder Stand (der Beamte, der Lehrer, der Kaufmann) seine Regeln; es gab also rechtschreiberisch einigermaßen gleichartige Landschaften und Stände - was jetzt herauskommt, ist ein allgemeines Reichsdurcheinander. Trotz der sonst auf allen Gebieten herrschenden Gleichschaltung hat man es noch nicht für nötig oder möglich gehalten, die zwischen dem Preußischen, dem Bayrischen und dem Öster-

---

* Franz Wessely (Wien) im „Schweizer Graphischen Zentralanzeiger" 1944, Nr. 10, 15. Oktober 1944.

reichischen amtlichen Regelbuch herrschenden Unterschiede auszugleichen, und auch im neuesten Duden wimmelt es in den Anmerkungen noch von PR., BR. und ÖR. Man begreift das, denn jetzt haben sie draußen gewiß Dringlicheres zu tun. Aber nun scheint es auf einmal zu eilen; es werden neue Regeln aufgestellt und gleichzeitig - läßt man alles beim alten.

Am meisten werden unter dem neuen Zustand zu leiden haben die Lehrer und die Schriftsetzer. Für den Leser macht es nicht viel aus; wenn er ältere Bücher liest, muß er auch in Kauf nehmen, daß noch von „Thaten" und „Thränen", von „Styl" und „Sylben" die Rede ist. Aber wenn wir in einer Zeitung oder Zeitschrift, an der verschiedene Federn mitgewirkt haben, das einemal „Rhythmus" und das anderemal „Rytmus" oder, wie Wessely empfiehlt, „Ritmus" lesen, kann uns das doch stören; jedenfalls lenkt es vom Inhalt ab. Auch der Lehrer kann auf die Frage: „Schreibt man Phosphor oder Fosfor?" schließlich antworten: „Schreib, wie du willst; es ist beides richtig", und darf zufrieden sein, wenn der Schüler nicht gerade Phosfor oder Fosphor, Photograf oder Fotograph schreibt. Am schlimmsten ist der Schriftsetzer dran. Privatbriefe kann man am Ende immer noch schreiben, wie man will, aber was für die Öffentlichkeit und eine gewisse Dauer bestimmt ist, sollte doch eine gewisse Regelmäßigkeit aufweisen. Ist es das Buch e i n e s Verfassers, so kann sich der Drucker dessen persönlichen Willkürlichkeiten am Ende noch anpassen; doch dem, der Dierauers Schweizergeschichte setzen mußte, wird es nicht immer leicht gefallen sein, „Argau" und „Turgau" zu setzen. Aber erst in einer Zeitung oder Zeitschrift! Da heißt es das einemal Ragout, das anderemal Ragu, einmal gibt es Rhabarber, ein andermal Rabarber, bald Tour, bald Tur, bald Massstab, bald Masstab. Bald wird getrennt Rü=stung, ein andermal Rüſ=tung. Soll er da seinem eigenen Geschmack folgen oder der Vorschrift seines Auftraggebers? Wenn er sich keine Unannehmlichkeiten zuziehen will, handelt er nach dem Grundsatz: „Wer zahlt, der befiehlt." Es erschwert ihm aber die Arbeit, schon rein praktisch; denn es bedeutet für ihn einen Zeitverlust, wenn er nicht mehr ganze Wörter setzen, sondern, wenigstens bei Fremdwörtern, bei jedem Buchstaben nachsehen muß, wie er ihm vorgeschrieben ist, ob der Auftraggeber Diphtherie oder Difterie oder Diftherie oder Diphterie geschrieben habe. Es wird ihn aber auch innerlich unbefriedigt lassen; er

wird sich geradezu schämen, daß aus seiner Hand ein solches Chrüsimüsi hervorgehen soll.

Der Berichterstatter Wessely wird schon recht haben mit der Klage, daß die Rechtschreibung bisher fast nur von Schulmännern und Wissenschaftern geregelt wurde und daß man die Buchdrucker, die doch am meisten damit zu tun haben, den ganzen Tag lang, zu wenig beigezogen habe. Was aber dieser Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung mit der Duldung der bisherigen Schreibweise neben seinen neuen „Regeln" geleistet hat, übersteigt an Weltfremdheit und Mangel an Sachverständnis doch alles. Es ist noch fast ein Trost, daß es bei den heutigen Zuständen im deutschen Schulwesen gar nicht mehr stark darauf ankommt, ob man Rü=stung schreibe oder Rüs=tung, wenn nur die Schüler wacker rüsten und die Lehrer gerüstet sind, ob der Fusssoldat oder der Fussoldat marschiere, wenn er nur marschiert.

Aber ist das nicht herrlich, diese Freiheit? Sollten nicht gerade wir Schweizer davon begeistert sein? - Nein. Denn wenn die Freiheit in Willkür übergeht, so wird sie zur Qual. Gewiß kann man die Bedeutung der Schreibweise überschätzen, und ob einer schreibe: „alles mögliche" oder „alles Mögliche", ist in der Tat unwichtig. Aber ein gewisses Maß von Ordnung ist doch eine Wohltat.

Über die Regeln selbst ließe sich wie gesagt reden, wenn damit wirklich etwas g e r e g e l t wäre und wenn man vorläufig nichts Wichtigeres zu tun hätte, sogar in der friedlichen Schweiz. Gewiß wird mancher Leser erschrocken sein ob den angeführten Beispielen, und wenn er sich auch an die Fotografie und das Telefon schon einigermaßen gewöhnt hat - Filosofie zu schreiben oder gar Filosofi, wie Wessely empfiehlt, Teorie usw., das ginge ihm doch zu weit. An die Sinfonie hat man sich zwar auch schon ordentlich gewöhnt, und „Strofe" ginge allenfalls auch noch, aber „Sfäre" und „Difterie" sähen doch gar zu „unwissenschaftlich" aus. „Likör" hat Duden übrigens schon in der 7. Auflage von 1902 (und Busch wohl schon früher!) geschrieben, „Schofför" wenigstens in der 12. (1941), und es ist nicht recht einzusehen, weshalb er bei „Frisör" immer noch auf „Friseur" als die bessere Schreibweise verweist. Die Wiedergabe der Endung „=eur" durch „=ör" ist uns noch ungewohnt, und gar „Miliö" für „Milieu" mag noch manchem lächerlich erscheinen, aber daß man die Endung „=eux" durch „=ös" wiedergeben kann, zeigen die

Formen „religiös" und „generös", denen gegenüber uns die ältern Schreibweisen „religieuse" und „genereuse" doch veraltet vorkommen. Das ist alles nur Sache der Gewohnheit. Und wie wir heute anstandslos von Dusche, Kurier und Luise lesen, so könnten wir uns an Tambur, Ragu und Bergtur gewöhnen. Vor sechzig Jahren schrieben unsere Zeitungen noch von Strikes - jetzt lesen wir nur noch von Streiks, wenn nicht gar von Streiken, warum also nicht „Kautsch" statt couch? Noch vor fünfzig Jahren haben sich die Gelehrten und die meisten höher Geschulten gesträubt gegen den Ersatz des Buchstabens C durch K oder Z je nach Aussprache (in „Konzert" und „Zirkus") - heute nimmt doch kein vernünftiger Mensch mehr Anstoß daran, obschon es immer noch Leute gibt, die das C vorziehen, so besonders die - „Conditoren". Man schrieb „Officiers und Unterofficiers", heute kommt uns das altmodisch vor; wir schreiben nicht bloß ein z, wir deklinieren da sogar deutsch. Es ist ganz bezeichnend, daß einer der ersten Schriftsteller, die das C aufgaben, der demokratisch gesinnte Gottfried Keller war, im Gegensatz zu dem mehr aristokratisch gebildeten Konrad Ferdinand Meyer. Fremdwörter, die wir im Deutschen nicht entbehren können, sollten wir auch nach deutschen Regeln schreiben. Der Schweizer, der auch in diesen Dingen folgerichtig demokratisch denkt, kann grundsätzlich die Schreibung „Schofför" nicht bekämpfen, sondern sie nur vermeiden, um sich nicht bei den Philistern unnötig lächerlich zu machen, aber „Ggoafför" wäre auch g a r nicht zu empfehlen; doch da kann man ja „Haarschneider" sagen; „Scherer" nannten ihn „unsere würdigen Altvordern".

Berechtigt erscheint auf den ersten Blick wohl auch der Wegfall der Kuppelung von Haupt- und Tätigkeitswort; man darf also wieder schreiben „Rad fahren" für „radfahren" und „Maschine schreiben" für „maschine(n)schreiben", wie es Duden heute vorschreibt. Die amtlichen Regelbücher Deutschlands empfehlen „in Zweifelsfällen Kuppelung und bei Trennung Kleinschreibung" (danksagen, ich sage dank), aber Duden selbst erwähnt mit Recht, daß dieser Rat dazu beitrage, die Erinnerung an die zugrunde liegende Vorstellung abzuschwächen, und wo die Vorstellung des Dingworts noch lebendig ist, sollte man sie durch getrennte und Großschreibung zu erhalten und die Verblassung der Sprachbilder zu verhindern suchen. Bei Rad, Maschine, Holz (in holzhacken) ist diese Vorstellung noch durchaus lebendig, die Kuppelung also nicht am Platz,

aber auch bei „Hand", „Rat", „Not" usw. können wir uns noch etwas denken, und doch werden wir nicht mehr schreiben „Hand haben", sondern „handhaben", nicht mehr „Rat schlagen", sondern „ratschlagen". Es dürfte schwer sein, die Grenze zu ziehen zwischen getrennter und gekuppelter Schreibung, und da wäre die Regel mit der Kuppelung die einfachere Lösung, aber so wenig befriedigend wie ihr regelmäßiger Wegfall.

Nach der verkehrten Seite scheint die leidige Frage der „drei gleichen Mitlaute" entschieden worden zu sein. Gegenwärtig gibt es darüber fünf Regeln, nämlich eine Hauptregel, davon zwei regelmäßige Ausnahmen und von der zweiten dieser Ausnahmen wieder eine Gruppe von Ausnahmen und schließlich noch eine Vorsichtsregel als „Sicherheitsventil". Nämlich:

1. Hauptregel: Von drei gleichen zusammentreffenden Mitlauten fällt der dritte aus, also: Schiffahrt, Schnelläufer.
2. Erste Ausnahme: Wenn auf den dritten Mitlaut ein vierter folgt, so wird der dritte geschrieben, also: stickstofffrei, Sauerstoffflasche.
3. Zweite Ausnahme: Bei Silbentrennung wird der dritte Mitlaut wieder geschrieben: Schiff=fahrt, Schnell=läufer.
4. Ausnahme von dieser regelmäßigen Ausnahme: In den Wörtern dennoch, Mittag und Dritteil werden auch bei Trennung nur zwei Mitlaute geschrieben, also: den=noch, Mit=tag, Drit=teil.
5. Vorsichtsregel: Wo ein Mißverständnis möglich ist, muß Kuppelung eintreten, also Bet=Tuch der Juden zum Unterschied vom Bettuch (Bettlaken).

Das Einfachste wäre es nun, wenn man die Hauptregel gar nicht aufstellte, sondern als selbstverständlich zugäbe, daß, wie schon jeder Erstkläßler ausrechnen kann, 2 f + 1 f = 3 f sind, also „Schifffahrt". Dann brauchte man auch die zwei Ausnahmen nicht zu gewähren, sondern nur die kleine Gruppe: den=noch, Mit=tag und Drit=teil zu erwähnen, und das „Sicherheitsventil" wäre nicht nötig. Aber so weit wagte der Herr Minister nicht zu gehen; er hob nur die erste Ausnahme auf, was zunächst ganz vernünftig scheint, was aber, wenn im Setzerkasten oder im Kopf des Schreibers der Buchstabe ß fehlt, zu den peinlichen Wortbildern Schlussatz, Fussoldat, Reisschiene, Masstab, Fusspur usw. führt und immer noch die Kenntnis der vier Regeln verlangt.

Eine wirkliche und wohltätige Vereinfachung ist aber die folgerichtig durchgeführte Trennung nach Sprechsilben, auch bei st. Heute muß man trennen: Wes=pe, aber We=ste; künftig dürfte man also auch trennen: Wes=te - schon wieder eine Ausnahmeregel weniger! Daß „st" bisher nicht getrennt werden durfte, konnte man einigermaßen, aber doch kaum genügendermaßen begreifen, wenn es sich um eine feste Lautverbindung im Stamme eines Wortes handelte wie in den Grundformen hasten und rasten. Wenn aber das s zum Stamm und das t zur Endung gehört (sie rasten vor Wut, wir reisten), dann kommt einem das Verbot der Trennung (sie ra=sten, wir rei=sten) ganz unsinnig vor; früher hat man in solchen Fällen sogar verschiedene s geschrieben (wir reisten, sie rasten).

Die Grundsätze der eingeführten Neuerungen sind also zum Teil ganz vernünftig, aber Grundsätze sollten gelten, und wenn daneben die alten Grundsätze „in Geltung bleiben" können, werden die neuen kaum zur Geltung kommen. Es eilt ja auch nicht, und die Sache muß von Fachleuten der Wissenschaft, der Schule und der Buchdruckerei wohl überlegt und nicht nach dem „Führerprinzip" übers Knie gebrochen und von einem „Parteigenossen" verpfuscht werden. Unser Bundesrat hat 1902 die Dudensche Rechtschreibung anerkannt und wird vorläufig wohl dabei bleiben.

Lose Blätter

Herr Müller oder Herrn Müller?

Beides! Aber jedes an seinem Ort! Auch in Briefen! — Daß es in der eigentlichen Anrede, unmittelbar vor dem Anfang des Briefes, heißen muß: „Geehrter Herr Müller!, darüber herrscht kein Zweifel, aber darüber gehen die Meinungen auseinander, sogar in den Lehrbüchern, ob man auf den Briefumschlag und in der „innern Adresse" am Kopf eines amtlichen oder sonst geschäftlichen Briefes schreiben solle „Herr" oder „Herrn". Natürlich kommt der Brief in beiden Fällen gleich rasch an seinen Ort, es handelt sich also nur darum, welche Form mehr Sinn habe.

„Herr" ist ein wenig kürzer; doch macht das auf die ganze Anschrift nicht viel aus. Es kann in einen gedanklichen Zusammenhang gestellt werden mit der Frage: „Wer erhält diesen Brief?", aber diese Frageform ist etwas gesucht; niemand fragt so; die natürliche Frage, die wir uns stellen, wenn wir die Anschrift schreiben, lautet doch: „Wem schicke ich diesen Brief? Wem gilt er?" Diese Frage stellt eine Verbindung her vom Schreiber zum Empfänger, sie schlägt eine Brücke, sie ist